

DAS Interview

Who to look out for: Im Gespräch mit...

Yvonne Orji, kreativer Kopf hinter der Online Comedy Serie „[The First Gen Show](#)“, die sie schreibt, produziert und bei der sie auch Regie führt. Die Show ist angelehnt an Yvones eigene biografische Erfahrungen, und sie spielt darin auch die Hauptrolle. Auf äußerst humorvolle Weise thematisiert die Show am Beispiel einer nigerianisch-amerikanischen Familie die Herausforderungen von Migration sowie von kultureller Vielfalt und Identität.

Woher kam die Inspiration für „The First Gen Show“?

Aus meiner eigenen Geschichte. In meiner Familie war für mich die Rolle der Medizinerin vorgesehen, aber rund um die Organische Chemie merkte ich dann, das würde nichts werden. Aber wie sollte ich das meinen Eltern sagen, die mich in die USA gebracht und auf die besten Schulen geschickt hatten? Sie hatten so viel investiert und erwarteten nun auch etwas von mir im Gegenzug.

Erst nach meinem Master im Bereich Öffentliche Gesundheit und als ich für ein Praktikum bei einem Autorenzirkel nach Kalifornien zog, fand ich den Mut und die Unterstützung die Geschichte zu schreiben. Aber zu Hause war ich auch nach fünf Jahren immer noch als „Yvonne, die was mit öffentlicher Gesundheit macht“ bekannt.

Ich kenne das. Auch meine Mutter erzählte Freunden jahrelang weiterhin ich werde Anwalt, obwohl ich da längst beschlossen hatte, mein Jurastudium an den Nagel zu hängen und etwas anderes zu machen. Glauben Sie, das ist ein spezifisch nigerianisches Phänomen, dieser Erfolgsdruck, den die erste Generation

*nach den Einwander*innen spürt? Oder betrifft das auch andere afrikanische Länder?*

Aus den Reaktionen auf die Show schließe ich, dass es sich hierbei nicht um etwas länderspezifisches handelt, auch wenn sich natürlich gerade Nigerianer*innen leicht mit der Story identifizieren werden. Ich glaube aber, ich erzähle eine typische Migrant*innengeschichte. Wir haben Rückmeldungen aus Südafrika bekommen oder aus Jamaika, London oder Frankreich. Sogar Amerikaner*innen mit indischen oder asiatischen Eltern kamen am Ende einer meiner Standup Comedy Shows zu mir und sagten: „Das ist genau meine Geschichte, meine Mutter ist genauso.

Eigentlich bist du meine Mutter – nur mit einem anderen Akzent.“ Dieser Gedanke ließ mich lange Zeit nicht mehr los: Selbe Geschichte, anderer Akzent.

Aus diesem Grund glaube ich, dass First Gen einen universellen Ansatz hat. Und gleichzeitig gab es mir beim Erarbeiten der Show Sicherheit zu wissen: Jede*r kennt irgendwoher Nigerianer*innen. Es gibt sogar Nigerianer*innen in Alaska – wir sind überall. Und man findet uns in jeder

gesellschaftlichen Schicht. Wir sind Anwalt*innen und Taxifahrer*innen, Mediziner*innen oder Lehrer*innen. Meine Hoffnung ist deshalb auch, dass die Zuschauer*innen etwas über Nigerianer*innen, also ihre Nachbar*innen, Freunde, Kolleg*innen erfahren. Das wäre toll.

Eine der einführenden Halbsätze im Trailer für die Show lautet: „Ich wuchs auf als das ‚Andere‘“. Viele von uns – egal welcher kulturelle Hintergrund, welche sexuelle Orientierung oder Ethnizität – kennen dieses Gefühl des Andersseins. Wie genau geht die Show damit um?

Dieses Anderssein zeigt sich im Gefühl Teil einer bestimmten Welt zu sein, aber nicht voll dazuzugehören, vielleicht sogar darüber hinaus zugehen. Wenn ich zum Beispiel zu Freunden zum Essen gehe, dann kann ich nicht einfach dort essen, ohne nicht hinterher die Teller abzuwaschen. Das gehört sich für die Nigerianerin in mir nicht. Ebenso kann ich nicht einfach Erwachsene beim Vornamen nennen, so wie es Amerikaner*innen oftmals tun. Es gehört immer ein „Mr. oder Miss so und so“ dazu. Beruflich habe ich gelernt immer weiterzudenken als nur bis morgen. Mein Vater fragt mich ganz selbstverständlich: „Und wenn du vierzig bist, was willst du dann machen? Willst du mit einem Baby auf dem Rücken auf der Bühne stehen und performen?“. Nigeria ist ein Land der Unternehmer*innen. Ich habe das in mir. Ich denke immer gleich darü-



ber nach, wie ich ein Talent, das ich habe, zu Geld machen kann, um mir eine Zukunft zu sichern.

*Was glauben Sie sind weitere Herausforderungen, denen sich die erste Generation von afrikanischen Einwander*innen in den USA aber auch in anderen Teilen der Welt gegenüber gestellt sieht?*

Weil ich meinem Traum gefolgt bin sagen die Leute immer zu mir: „Wow, Du bist so mutig“. Das macht mich immer ein bisschen traurig, denn klar verstehe ich die Notwendigkeit von Sicherheit und einem festen Einkommen, das auch eine Familie ernähren kann. Aber oft tun Kinder von Einwander*innen eben nicht das, was vielleicht ihre Bestimmung gewesen wäre, weil kulturelle Normen und Stabilitätsfaktoren das verhindern. Das Sterben vieler kreativer Träume gibt mir deshalb auch immer das Gefühl von Verlust.

Ich glaube, das gerade die erste Generation mit dem Gefühl zu kämpfen hat, bestimmten Normen entsprechen und bestimmte Erwartungen erfüllen zu müssen. Und dann ist da dieser zeitliche Druck bestimmte Dinge bis zu einem bestimmten Zeitpunkt erledigt zu haben. Bis da und dahin musst du geheiratet haben. Bis da und dahin musst du Kinder bekommen haben. Da ist irgendwie diese Eile nicht unbedingt erwachsen zu sein, aber auf jeden Fall bestimmte Dinge erledigt zu haben. Und wenn du das als erste Generation nicht alles erreichst, kommst du dir vor wie ein Loser. Die Liste der familiären Erwartungen ist endlos, und es ist mir auch nicht leicht gefallen, mich dem entgegenzustellen, aber dennoch war mir absolut klar, dass ich mit 25 zum Beispiel einfach noch nicht bereit war zu heiraten und eine Ehefrau zu sein.

In Moskau kam am Flughafen einmal eine Frau zu mir und fragte, ob ich Nigerianer sei. Ich sagte ja, aber mein Kollege, der dabei war, sah mich an und fragte: „Aber du bist doch Brite.“ Ich antwor-

tete, dass das stimme, aber ich auch Nigerianer sei. Dies rief die Frage nach Identität und „zu Hause“ hervor. Ist das etwas, dass viele der ersten Generation gemeinsam haben?

Absolut. Als ich nach Amerika kam hatte ich noch einen dicken fetten nigerianischen Akzent und wurde deshalb gehänselt. Ich habe ziemlich schnell gelernt mich anzupassen und amerikanisch zu klingen. Wenn ich dann aber nach Nigeria reiste stand ich wieder außen vor und sie sagten: „Guck mal, dieses Mädchen. Sie hat ihre Kultur vergessen, ist total amerikanisiert. Spricht sie überhaupt noch Igbo?“.

Interessanter Weise hat mir dieses Stehen zwischen beiden Kulturen bei meiner Karriere geholfen, aber dennoch geht es mir immer noch unter die Haut. Wenn mir ein Taxifahrer in New York sagt, ich sei gar keine

Afrikanerin, ich sei so amerikanisiert, ich kenne Afrika ja gar nicht so wie er, dann frage ich mich immer, wieso wir uns das gegenseitig antun. Ich kann mich daran einfach nicht gewöhnen, dass ich mich immer erst beweisen muss bevor ich akzeptiert werde. Und Afroamerikaner*innen werden diesen „Tests“ ja auch unterzogen, egal ob sie ihre afrikanische Geschichte überhaupt kennen oder jemals da waren. Und wenn man so wie ich mit nigerianischen Eltern aufwächst, dann ist man zum großen Teil auch nigerianisch. Mir das abzusprechen finde ich absurd.

Wenn wir uns als erste Generation durch die unterschiedlichen kulturellen und geographischen Räume navigieren, geht dann auch etwas von unserer Authentizität verloren?

Ich glaube damit hat jede*r Nicht-Amerikaner*in und jede*r Nicht-Europäer*in zu tun. Im afroamerikanischen Kontext nennen wir das Code-Switching. Ich bin zum Bei-

spiel auf ein Internat gegangen und war dort Schülersprecherin und Präsidentin des Schulrats. Und natürlich hörte ich mich wie eine gebildete schwarze Frau an, wenn ich mit Sponsor*innen, Rektor*innen, Lehrer*innen zu tun hatte. Meine afroamerikanischen Freund*innen machten sich immer über mich lustig, dass ich so „weiß“ klingen würde. Und ich erklärte dann immer, dass ich das aber tun müsse, ich wollte auf's College gehen. Ich konnte nicht als einschüchternde schwarze Frau daherkommen und ungebildet wirken. So sind die Dinge nunmal. Obama stand übrigens vor der selben Herausforderung als er Präsident der USA werden wollte. Schwarze Amerikaner*innen unterstellten ihm ständig „nicht schwarz genug“ zu sein, weil er eben auch im weißen öffentlichen Raum sehr gut agieren konnte. Ich fragte mich immer, wer die Messlatte für Schwarzsein eigentlich festlegt. Interessanter Weise werden im Vergleich Lateinamerikaner*innen immer als multilingual wahrgenommen, wenn sie zwischen dem Spanischen und dem Englischen hin- und herswitchen. Ich aber, mit meinen verschiedenen Akzenten, werde angesehen, als ob ich persönlichkeitsgespalten sei.

Im Bezug auf das eben angesprochene Code-switching: Wie bleiben Sie denn am Boden und wie stellen Sie sicher, sich nicht in den verschiedenen Identitäten zu verlieren?

Mein Glaube, das Christentum, spielt hier für mich eine große Rolle. Er ist ein großer Teil meiner Identität. Ich kenne mich und meine Geschichte gut genug, um nicht alles an mich heranzulassen. Ich hatte nun mal das Glück eine Green Card erhalten zu haben und bin genauso Amerikanerin wie ich Nigerianerin bin. Ich finde es O.K. ein Chamäleon zu sein und dass es eigentlich eher die Norm als die Ausnahme sein sollte, fähig zu sein, sich an verschiedenen Orten perfekt einzufinden. Das bereichert.

Die 5 Fragen zum Schluss... an Yvonne

Afrika im Jahr 2050. Ihre Zukunftsvision?

Ein Kontinent, der sich selbst auf die Reihe bekommen hat. Ein Kontinent, der es zulässt, dass wir Afrikaner*innen endlich als das gesehen werden, was wir sind. Wir brauchen keine Ausländer*innen, um uns zu zeigen, wie es geht. Wir haben genug Afrikaner*innen, die das Zeug dazu haben, unsere zahlreichen Ressourcen so zu nutzen, dass daraus nachhaltig Jobs und ein gutes Leben für alle geschaffen werden können. Das ist meine Vision für die Zukunft.

Welches Buch lesen Sie gerade?

„You're Lucky You're Funny“ von Phil Rosenthal

Ihr schönster Platz auf Erden?

Das ist für mich ein friedlicher Ort, an dem Freude und großartige Menschen zusammenkommen, an dem alles Wichtige geteilt und Zeit verbracht wird.

Ihr persönlicher Held?

Meine Mutter. Definitiv. Sie kam als Krankenschwester in die USA und hat uns Kindern hier den Weg bereitet. Sie hat sich 30 Jahre lang abgerackert, hat ihren Körper ruiniert, Schweiß, Tränen und Entbehrungen auf sich genommen, nur um uns auf die besten Schulen schicken zu können und uns bestmöglich auf das Leben vorzubereiten. Mir hat es nie an irgendetwas gefehlt.

Was nervt Sie? Wann flippen Sie aus?

Mich nerven unbelehrbare Menschen, die auch dann bei ihrer Meinung bleiben, wenn sie offensichtlich falsch ist und sich sogar bessere Optionen anbieten.